

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

67 (20.3.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 20. März

des „Volksfreund“

Nummer 67 — 1915

Nationalhaß und Kultur.

Was den Miß der Nationen 1914: jünger Krieg noch mehr erweitert als sich aus der Situation heraus ergibt, ist in geringerem Maße in dem Weien dieses Krieges schlechthin zu finden, als in der Tatsache, daß in allen Ländern nicht verantwortliche Kreise, die im allgemeinen der praktischen Politik fernsehen, mit geschäftiger Hand das Feuer schürten, das lodern die Flammen des Nationalhaßes von einem Land ins andere trug. Während man beobachtet kam, wie in den sich gegenüberstehenden Heeren des Westens — die Heerführer der obersten Heeresleitung und zahlreiche Feldpostbriefe bestätigen dies — die gegenseitige Achtung sich steigert, sind Professoren, Literaten und Dichterlinge nicht müde geworden, immer wieder auf neue Weise aus dem Kriege sich psychologisch ergebende Bitterkeit gegen den feindlichen Staat ins geistige zu übersehen, indem sie in der Wohlgeborgenheit ihres Studierzimmers vom Kampfe gegen das feindliche Heer zum Kampfe gegen die geistige Kultur des momentan feindlichen Staates übergingen. Französische, deutsche und englische Federhelden rangen um die Palme in einem Kampfe, der bei dem einen mehr die Herabsetzung und Diskreditierung der Kultur des anderen Volkes, bei dem anderen mehr die Vergötterung und Ueberhebung der Kultur des eigenen Volkes zum Ziele hatte. Mit allen Mitteln wurde versucht, dem jeweiligen Heimatland zu suggerieren, daß nur bei ihm allein wahre Kultur und sittlicher Geist, echte Kunst und erschütterndes Seldentum zu finden sei.

Zum Glück für die wahre Kultur, die leider bei diesen zu ihrem Kreise veranfalteten Wettspielen immer der n o t t e i d e n d e Teil war, ist in allerletzter Zeit endlich bei diesen Gladiatorenkämpfen ein gewisses Stadium der Ruhe eingetreten. Dringt auch heute noch manchmal aus dem Aufbegehren irgend eines wild gewordenen Aestheten ein „Schlagel“ oder eine Anklage gegen die „Barbaren“, so scheinen wir doch an einer Wendung dieser bedauerlichen Erscheinung angekommen zu sein, die uns Veranlassung gibt, über diese Bewegung etwas nachzudenken. So beweist es auch, daß in eine Unternehmung darüber einzutreten, wie tief und eng bei allen nationalen Eigentümlichkeiten die Kultur, Literatur, Wissenschaft und Kunst der verschiedenen Länder miteinander verwachsen und verschlungen sind, so wollen wir doch nicht weiter auf diese in diehändigen Werken schon tausendmal gemachten Feststellungen eingehen, sondern nur ein paar auf der Hand liegende Beispiele herausgreifen, um das Widersinnige der geistigen Verheerung der Völker darzutun.

Welche Einflüsse Spatesburg auf Gerder Rousseau auf den jungen Schiller hatte, wie weit deutsche Erfinderkunst englische Industrie förderte, hierüber Feststellungen zu machen, ist Aufgabe der Wissenschaft und die Ergebnisse dieser Unternehmungen drängen oft über diese Forschertreife kaum hinaus. Wenn dagegen der französische Soldat im Elsaß beobachtete, was deutscher Fleiß aus Mülhausen machte, wenn der deutsche Soldat in Brüssel und Antwerpen sah, was ein selbst kleines Handels- und Industrievolk vermag, dann muß die Verachtung des Gegners dem Respekt vor seinem geistigen Können weichen. Wenn der Deutsche im Aemterland — wo es dem Schreiber dieser Zeilen mehrfach passierte — in kleinen Nestern französische Ueberlegungen von Schillers Tell, deutsche Ausgaben von Kleists Michael Kohlhaas trifft, wenn ihn in der Auslage einer Buchhandlung der Buchtitel: Th. Rommens, Histoire romaine, grüßt, so fühlt er die geistigen Zusammenhänge der Kulturvölker, selbst wenn ihm der von der Aemselinie kommende Geschichtsdommer den momentanen Sprung dieses Zusammenhanges mehr als deutlich verkündet.

Was jedoch für draußen gilt, gilt in gleichem Maße für daheim. Mögen Chauvinisten, Angoisten usw. den Nationalhaß Kurzelbäume schlagen lassen, so wird der Blick klar und nüchtern denkender Männer der Praxis und Wissenschaft hierdurch nicht beirrt. Bernard Shaw u. a. in England, Meißner u. a. bei uns, Vertreter der Arbeiterschaft und sozialistisch gefinnte Denker bezeugen, daß auch jetzt noch nicht überall der Sinn für die Unvereinbarkeit von Nationalhaß und Kultur abhanden gekommen ist. Wie jedoch die Verhältnisse im praktischen Leben liegen, das dürfte die infolge der Unterbindung des Wirtschaftsverkehrs der Völker allenthalben eingetretene wirtschaftliche Depression lehren, abgesehen von dem Wunsch und der Notwendigkeit, jene Erzeugnisse des feindlichen Landes hereinzubekommen — mögen es nun Gebrauchsgüter oder Luxusartikel sein —, die im Heimatlande überhaupt nicht oder nicht in zureichender Qualität hergestellt werden.

Verweisen so allenthalben die Tatsachen des Lebens den Nationalhaß ad absurdum, so bleibt immer noch genug zu tun, diese giftige Saat im Keime zu ersticken. Der Krieg, den zu einem siegreichen Ende zu führen, der erflärlische Wunsch aller Beteiligten ist und der uns Deutsche allamant eint in dem Bestreben, die Feinde davonzutragen, erzeugt Bitternis und wir müssen keine Weien aus Fleisch und Blut sein, wenn diese welt-historischen Vorgänge nicht auch unser Gemüt und unsere Seele erregen. Es läßt sich daher oft schwer verhalten, daß in mancher Stunde einmal das Temperament den Sieg über die Vernunft davontreibt. Nicht gelangt ist jedoch damit, daß temporäre innere Zustände durch Wort und Schrift veremigt werden müssen. Hier gilt daher einzusehen und mit der Intensivität unieres Strebens nach dem Siege zu paaren den Willen, ein Uebertragen dieses Kampfes ins geistige und seelische zu hemmen. Daß Nationalhaß und Kultur inkommenurabile Begriffe sind, haben wir gesehen, daß sie sich auch praktisch ausschließen, bemerken wir auf Schritt und Tritt, daß jedoch der Nationalhaß sittlich verwerflich ist, sagt uns unser Gewissen, unser Empfindungsleben — es sei denn, eine lahrlaufende lange

sittliche, religiöse und kulturelle Erziehung ist vollständig spurlos an uns vorübergegangen.

Wenn wir uns zum Schluß an den imponentesten Geistesheroen wenden, den das deutsche Volk hergebracht, an Goethe, so geben uns dessen Gespräche mit Cdermann über das Verhältnis von Nationalhaß und Kultur eine Auskunft, die zwar infolge ihres über jede Parteistellung in unerer von Leid n'äoosten durchwehten Zeit jeltam ammetet, uns jedoch in stillen Stunden zum Nachdenken zwingen muß. „Wie hätte ich,“ so läßt sich der völlig unpolitische, rein kosmopolitisch-ideal denkende Olympier von Weimar über sein geistiges Verhältnis zum Frankreich der napoleonischen Zeit vernehmen, „Nieder des Haßes jähreiben können ohne Saß! Und, unter uns, ich hätte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott danke, als wir jielos waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation haßen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen großen Teil meiner eigenen Bildung verdank.“ „Leberhaupt,“ fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und wo man ein Glied oder ein Rehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.“

Aus feldpostbriefen.

In Schützengraben. Der Sohn eines Karlsruher Parteigenossen, der als Kriegsfreiwilliger in Frankreich kämpft, schreibt an seine Eltern:

Schützengraben, 23. 2. 1915.

Liebe Eltern und Geschwister! Wir sind jetzt im Schützengraben hinter M..... Ich will Euch nun, liebe Eltern, eine kleine Schilderung von unserm Schützengraben geben. Bevor man in denselben kommt, muß man durch einen, eine halbe Stunde langen Laufgraben pilgern. Ist man dann im Schützengraben angelangt, so geht es im Zickzack bis zum Unterstand. Der Unterstand ist folgendermaßen gebaut: Zuerst geht es drei Meter in die Erde hinunter und dann ist ein Raum gemacht für vier Mann. Der Schützengraben selbst ist zwei Meter tief und 1½ Meter breit. Es wäre ein ganz schönes Leben in diesen Erdhöhlen, wenn nur die Franzosen nicht immer schreien würden. Dieselben schreien Tag und Nacht, woegen bei uns kein Schuß fällt. Die Kerle wollen uns nämlich Angst machen; das gibt es aber nicht, denn „bange machen gilt nicht!“ Das Essen holen, das ist das „schönste“. Da muß man nämlich um 6 Uhr abends fort und kommt erst um 9 Uhr wieder zurück, denn die Feldküchen sind soweit entfernt. Ein Mann muß vier Kochgeschirre und vier Feldflaschen nehmen. Wenn es nun auf dem Rückwege sehr dunkel ist und man sieht die Granatflügel nicht, macht es einmal „plumps“ und man liegt in einem solchen Loch. Das Essen ist laput und muß man dann warten, bis man um 11 Uhr abends 6 bzw. 9 Uhr. Auch kommt es vor, daß es gar nichts gibt, da die Feldküche wegen des starken Granatfeuers nicht herfahren konnte. Dann muß man mit leeren Kochgeschirren wieder abgehen und ebenfalls warten bis zum nächsten Abend, denn bei Tag fährt die Feldküche nicht vor. Ihr könnt Euch denken, wie man da mitunter „Schlafdampf“ schieben muß. Schickt mir also nur viel Schwaren. Vor unserm Schützengraben liegen zugeworfene tote Franzosen, welche bei einem Angriff von unsern Wachposten getötet wurden. Wir Infanteristen hatten dabei keinen Schuß abgegeben. Liebe Eltern, ich sage Euch, es ist nicht schön hier, den ganzen Tag liegt man in diesen Erdhöhlen und weiß nicht, was man treiben soll. Vor Langeweile schickt man ab und zu nach dem Franzosen hinüber. Aber ausgehalten wird bis zuletzt.

Ich will nun schließen mit herzlichen Grüßen an Euch alle. Auf Wiedersehen!
Euer Sohn und Bruder Emil.

Demisertes.

Krähenwärme auf den Schlachtfeldern. (Beobachtungen eines Naturforschers.) Im November schrieb mir ein Berliner Vater aus Ostpreußen: „Ganz merkwürdig berichtet es, wenn man die zahlreichen Krähenwärme getrieben, die sich auf den Schlachtfeldern herumtreiben. In manchen Augenblicken jähren schwarze schreiende Vögel durch die Luft wie im Orient die Heuschreckenschwärme. Ob die Krähen alle in Ostpreußen heimisch sind, weiß ich nicht, möchte es aber bezweifeln.“ Gleichzeitg erfuhr ich aus Kriegsberichten, daß es auf den westlichen Schlachtfeldern ebenso ist. In der jetzigen Zeit hat natürlich niemand Zeit, die Krähenwärme mit den Augen des Naturforschers zu beobachten. Unsere Kriger sind froh, daß die Krähen die Pferdefotadover schnell beseitigen. Ohne den unerfälllichen Appetit dieser Vögel würden sich auf den Feldern Bewesungsgerüche entwickeln, die ein Verweilen in einem Ding der Unmöglichkeit machten. Der schöne Rehrreim des Volksliedes „Da hatten ihm die Raben die Augen aus“ zeigt, daß das Volk den Rabenvögeln, zu denen die verschiedenen Krähenarten gehören, allerlei zutraut. Der einzelne Vogel ist schein und furchsam, er weist dem Menschen aus. Zu einem Schwarm vereinigt, wird er frech, weil er genau weiß, daß sein Opfer sich immer nur nach einer Seite verteidigen kann. Aus diesem Grunde jagen die Rabenvögel Saßen und Feldhühner in Gesellschaft. Wenn sie ein Has wittern, oder vi leicht richtiger sehen, denn im Gesträuch entgeht es ihnen, lassen sie natürlich das Jagen so lange sein, bis der Kadaver vorreicht, was bei der schnellen Verdauung nicht lange der Fall ist. Das Prinzip der Bequemlichkeit gilt auch in der Tierwelt. Es wäre also denkbar, daß die Krähen einen Toten anfallen. Zunächst liegen aber so viel gefallene Pferde und andere Ueberreste da, daß auch ihre nimmerfalter Magen gefüllt wird, und dann bleiben die Toten nur in der Feuerlinie ein paar Tage lang unbedrängt. Die sehr krigen Rabenvögel aber bleiben hinter der Front; gegen den Donner der Geschütze sind die färdedasthen Krähen sehr empfindlich. Außerdem würde ein besessener toter Soldat ihnen zu viel Mühe verursachen. Die Krähen sind Strichvögel, die sich an einzelnen Stellen nicht längere als nötig aufhalten. Der Winter bringt sie gewöhnlich, die Felder zu verlassen und sich in die Nähe der Städte zu begeben. In den Vororten Berlins waren sie sonst in jedem Winter scharenweise anzutreffen, sogar bis in das Innere der Stadt kamen sie und ließen sich auf den großen Plätzen minutenlang nieder. In diesem Jahre sind sie in den

Vororten seltene Gäste, auch an andern Stellen der Mark fehlen sie, und die Seelüste, die sonst viele von ihnen lockt, ist diesmal mit einem Besuch verschont geblieben. Dieser auffallende Vorgang ist nur so zu erklären, daß sich die Krähen nach den Schlachtfeldern verzogen haben, wo sie mühelos Futter in Menge finden. Wir wissen, daß dem fliehenden Heer Napoleons außer Wäffen auch unabsehbare Krähenwärme folgten. Wer die zurückgebliebenen Vögel genauer betrachtet, wird sofort entdecken, daß nur die meist fahrgrauen mit schwarzen Flecken an Flügeln und Schwanz gezeichneten Rebellen sind und die glänzend schwarzen Rabenkrähen zurückgeblieben sind. Der allerdings nicht häufige Kolkrabe fehlt gänzlich und auch die Saatkrähe, ein ausgeprägter Strichvogel, ist nirgends zu entdecken. Die Krähenwärme, die über den östlichen Schlachtfeldern flattern, bestehen zumeist aus Saat- und Rebellenkrähen, was ganz mit der Beobachtung übereinstimmt, daß die Rabenkrähen ständige Sommer- und Winterquartiere besitzen, die sie nur im Notfall verlassen, während die andern Arten von steter Wanderlust an Orte getrieben werden, wo sie ihren gargantuanischen Appetit zu stillen vermögen.

Der Kanonendonner und die Tiere. Die Wirkung des Krieges auf die Tiere wird in der Florentiner Zeitschrift „Diana“ an den Beispielen gezeigt, die man 1871 während der Beschießung von Paris beobachtet hat. Als die Forts und die Batterien der Positionen Tag und Nacht zu donnern begannen, flogen bei den ersten Schüssen der schweren Artillerie die Tauben, die Sperlinge und die Schwarzdrosseln im höchsten Aufregung hin und her; die Hühner und die Enten verließen scheinbar ihren Hof, um sich in den dunkelsten Winkeln zu verstecken; die Katzen rauten unruhig in den Kellern umher, kurz, es war eine allgemeine Bewegung und Umwälzung im Tierreich, an der auch die Vögel von den Feldern um Paris teilnahmen, indem sie über der Stadt, die wie von einem Feuerwerk umgeben war, eifrig hin und her schossen. Dieser allgemeine Schrecken in der Tierwelt dauerte zwei oder drei Tage, dann nahmen alle Tiere wieder ihre gewöhnliche Haltung an, die Tauben auf den Dächern, die Spaten auf den Straßen, als ob sie nie unter andern Bedingungen gelebt hätten. Man sah auch häufig die Spaten von den Bäumen herab ganz nahe an die Kasematten und an die Baracken fliegen, um ein paar Broden Brot aufzuspüren, während wenige Schritte von ihnen die Festungsgeschütze ihre ohrener Stimme erschallen ließen. Diese Gleichgültigkeit gegen die Wirkungen der Beschießung zeigte, daß die Tiere, bereits an die ständige Bewegung in den großen Städten gewöhnt, in denen sie ihre tägliche Nahrung finden, sich auch schnell dem Lärm der Geschütze anpassen. Was aber mehr überraschte, war die Beobachtung, daß auch die Wandervögel in den Pariser Gärten auftauchten genau wie in den gewöhnlichen Jahren. Man folgerte daraus, daß der Krieg nur einen sehr geringen Einfluß auf die Wanderungen der Vögel ausübte und höchstens vorübergehende Ablenkungen hervorgerufen kann.

Heiteres.

Kellneritis. Die Angst vor den deutschen und österreichischen Kellnern nimmt, seitdem einige von ihnen aus den Gefangenenlagern entlassen worden sind, in London immer mehr zu. Kein englischer Patriot darf sich von einem Deutschen bedienen lassen. Wenn ein Kellner auf den Ruf des Gastes erscheint, so ist er zunächst folgendermaßen zu prüfen: Gast: „Wie heißen Sie?“ Kellner: „George King.“ Gast: „Das klingt verdächtig. Ich kenne einen King George, in dessen Adern deutsches Blut fließt. Sind Sie etwa mit dem verwandt?“ Kellner: „Ich bin überhaupt nicht verwandt.“ Gast: „Also unermwandt. Das ist verdächtig. Alle Deutschen sind unermwandt tätig. Wo sind Sie geboren?“ Kellner: „In London.“ Gast: „In London. Das ist verdächtig. In London werden viele Deutsche geboren. Wie heißt Ihr Vater?“ Kellner: „Ich bin unehelich geboren.“ Gast: „Ihre Mutter hat unehelich geboren? Dann ist sie sicher eine Deutsche.“ Kellner: „Meine Mutter war eine Engländerin.“ Gast: „Dann ist sie von einem Deutschen verführt worden. Es fließt also deutsches Blut in Ihren Adern.“ Kellner: „Nein, mein Vater war ein Schotte.“ Gast: „Ihre Angaben genügen mir nicht. Beschaffen Sie sich Papiere über Ihre Geburt, über die Geburt Ihrer Mutter, Ihrer Großeltern und Urgroßeltern; lassen Sie sie beglaubigen, legen Sie sie mir vor und dann bringen Sie mir einen Whisky mit Soda. Aber schnell, ich habe nur fünf Minuten Zeit.“ Frido (Jugend).

Der Lehrling im Barbiergehäst zur Kriegszeit: „Ja, ja, der Krieg erfordert junge Menschen! Der Meister ist in Frankreich, der Hehlste in Polen und ich hab' de Familie up'n Hals!“

Zu viel Luft. Unter den in Berlin eingetroffenen Verwundeten befand sich ein junger Gardebataillon, dem eine Angel beide Wangen durchbohrt hatte, ohne sonst viel Schaden anzurichten. Auf die Frage, wie er sich denn fühle, erwiderte er ganz vergnügt: „Ach, sonst jeh't mir ja ganz jut, bloß de „Wack am Rhein“ kann ich nicht mehr pfeifen, ich hab' zu vilie Luft!“

Erst das Roß und dann der Reiter.

Reißt du noch wie wie erlebten
Damals in der Garnison?
Zwischen Sein und Nichtsein schwelben
Bei der Pferderevision?
Unseres Hauptmanns Stentorstimme
Tönte manchmal im Gehimmel:
„Himmel Herrgott (und so weiter)
Erst das Roß und dann der Reiter!“

Und alsdann in spätren Tagen
Uns umtöbte heiß der Kampf,
Hast du sicher mich getragen
Ritten durch den Pulverdampf.
Sont ein sanftes Kuselissen,
Hast du mich auch abgemiffen
Und dann kam zurück oft leider
Erst das Roß und dann der Reiter.

Heute würdest du erschossen
Deine Laufbahn ist vollbracht.
Eine Träne ist geflossen
Und dabei hab ich gedacht
An die Revision der Pferde;
Was bereinst aus mir noch werde —
„Himmel Herrgott (und so weiter)
Erst das Roß und dann der Reiter!“

F. P. aus Karlsruhe, kurzeit im Felde.

